

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 28.

Samstag, den 1. November.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(Schluß.)

Roman von Beatrice v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Da nickte er belustigt vor sich hin.  
„Das glaub' ich euch schon, ihr Weibsleutlein, ihr. Denn es ist ja auch fürstlich Gewand, das ich trage. Habe es damals bei Kummerow erbeutet vom Herzog Magnus selbst. Er hat es einstmals zu seiner eigenen Hochzeit tragen wollen.“

Da fuhr Frau Gödel erschrocken zurück.  
Bei allen Heiligen, Berend, das ist doch nimmer Euer Ernst? In den Gewändern, so Ihr einst selber von ihm erbeutet, auf seiner eigenen Hochzeit erscheinen? Das wird ihn billig erzürnen und wieder den Anlaß zu neuem Sader geben.“

Aber Brigitte Alvensleben schlug lachend in die Hände. Denn das war nach ihrem Sinn.  
„Das ist ein Schelmstücklein, Herr Berend, das Euch sobald keiner nachmachen kann! Ei fürwahr! Die Augen des Herzogs möchte ich sehen, wenn er sein eigen Hochzeitskleid erkennt!“

Frau Gödel sah besorgt aus und schüttelte den Kopf.  
Nicht wahr, mein Gemahl, Ihr zieht es nicht an? Es war nur Scherz von Euch? O, ich fürchte sonst, Herzog Magnus' Zorn könnte von neuem entbrennen!“

Da legte ihr Berend Malkhan beide Hände auf die Schultern. „Fürchte nichts, kleine Gödel. Der Herzog wird es nicht mehr wagen, mir ein Haar zu krümmen. Ich gehe in seinem Gewand zur Hochzeit. Und dabei bleibt's.“

Sprach's und wandte sich wieder zur Tür, indes das blauesamtne Prachtgewand in der Sonne leuchtete.  
Frau Gödel seufzte nur leise.

Aber die schlafenden Wasser gleitet der Kahn.  
Wie das schweresamtne, goldbestickte Tuch eines Hochaltars hängt der sternbesäte Nachthimmel über dem Meer. Vom Strande her klingt hin und wieder der süße, lockende Ruf eines Wasservogels durch die Stille. Und wie im Traum drängen sich die kleinen Wellen um den Kahn, daß es losend plätschert wie halbverklungenes Wiegenlied. Das silberne Dämmern der Juninacht liegt über der Erde.

Am Steuer sitzt Heilwig und hat die Hände im Schoß gefaltet. Bleich und ernst ist ihr Gesicht, und ihre Augen trinken sinnend all die unsagbare Schönheit ringsum.

Seit sie vor Jahresfrist nach Rostod zurückkehrte und nun im Hasselbachhause die Stelle der Tochter vertritt, sind der Ratsherr und Frau Katrine ganz anders zu ihr als früher. Sie sind weich und freundlich mit ihr und lassen ihr viel Freiheit. Heilwig spürt es mit Dank und bemüht sich, Elisabeth zu ersehen, so gut sie es kann. Denn die ist ja lange glücklich verheiratet mit ihrem Magister und dabei rosig und rund geworden. Sie liebt Heilwig wie eine Schwester, und die beiden sehen sich oft. Weit ist in Bismar in einem befreundeten Handelshause angestellt, und Heilwig weiß, daß sie einen treuen Freund an ihm hat, der ihr nicht mehr grockelt.

Heute ist der alte Fischerknecht der Hasselbach in

See gefahren zum Fischen, und Heilwig hat so sehr gebeten, ihn begleiten zu dürfen. Da hat Frau Katrine es endlich mit einigem Kopfschütteln erlaubt.

„Obgleich es eigentlich ein wunderliches Ansinnen ist, Heilwig, so in der Nacht auf dem kalten Wasser herumzurudern, statt im warmen Bett zu liegen und zu schlafen. Aber des Wunderbaren sind wir ja gewöhnt bei dir, und der alte Klaasen ist zuverlässig.“

Da hatte Heilwig mit stillen, glänzenden Augen gedankt, denn sie hatte schon lange solche Sehnsucht gehabt nach einer träumenden Juninacht auf lautloser See. Und hatte auch lächelnd jede weitere Begleitung abgelehnt.

O, sie brauchte niemand weiter auf ihrer stillen, nächtlichen Fahrt als den alten, schweisamen Fischer. Denn sie wollte einmal frei und los sein von dem Geschwäh der anderen über ihre nichtigen, alltäglichen Dinge.

Regungslos saß sie im Kahn und atmete langsam und schwer. So, als täte sie einen tiefen Trunk aus einem unsichtbaren Zauberborn. Von Vergangenen träumte ihre Seele. Von tiefverschneiten Wintertagen in der sturmumheulten Burg Kummerow. Wo einer Besitz ergriffen von ihrer Seele, den sie nun nie mehr vergessen konnte. Und weiter nach Wolde gingen ihre Gedanken. Was die wilden Malkhan dort wohl jetzt machten und Frau Gödel mit dem Kind! Und die lustige Brigitte Alvensleben. Es war nun über ein Jahr her, daß sie von dort geflohen. O, was sie wohl von ihr denken mochten. Aber es war doch gut, daß sie es getan. O, wie gut! Denn die Seelenqual dort, die nimmer aus noch ein wußte in dem inneren Zwiespalt, war nicht zu ertragen gewesen. Und nun war sie vorüber. Wie ausgelöscht. Durch ein großes, großes Wunder. Nun hatte es aufgehört, zu bohren und zu brennen, das unerbittliche Schwert von Thule. Wenn auch die Wunde in stillen Stunden noch blutete. Aber das kam wohl vom großen Heimweh und der großen Sehnsucht. Wonach denn?

Heilwig stützte den Kopf in die Hand und sah weit über die Wasser.

Schweig stille, mein Herze! Das sagte sie sich nun schon über ein Jahr lang jeden Morgen und Abend.

Ja, schweig stille, mein Herze! Wer bist denn du, daß du so viel begehrst? Hat er nicht Wichtigeres und Größeres jetzt im Sinn als dich? Kann deine Seele nicht danken und loben, dieweil sie rein und frei und ohne Schuld an ihr seligstes Erleben denken darf? Ist das nicht genug nach all den großen Qualen, die du durchgemacht?

Heilwig senkte den Kopf und faltete die Hände über der Brust.

„Ja, das ist genug, und ich will voll Dank sein dafür.“

Es ist ihr, als gingen lichte Engel diese Stunde über das weite, dunkle Wasser. Aber einer hat mit seinem Fittich ganz leise ihr Haupt berührt. Da legt

Die ihre Seele ganz still in Gottes Hand und fühlt, wie sie stärker und größer wird dadurch.

Und nun zieht der alte Klaasen das Segel ein und sie sind am Strand. Er hat noch zu tun mit den Fischen und Regen, daß es eine Weile dauert, bis sie heimfahren können die Warnow hinauf. Da will Heilwig unterdessen noch ein wenig am Strande entlang gehen, die Dünen empor. Denn die Sonne muß gleich kommen.

Auf der höchsten Düne steht sie und sieht nach Osten, wo ein zitterndes, rosa Licht den jungen Tag verkündet.

Durch das Strandgras geht kühl der erste Morgenwind. Nun fangen die kleinen Wolken, die wie Segelschifflein am Himmel schwimmen, schon an, sich rosenrot zu färben. Und immer leuchtender und goldiger wird das Rot.

Und jetzt schießen jäh, wie glühende Pfeile aus dem Röcher eines verborgenen Schühen, die ersten goldenen Sonnenstrahlen über den Horizont. Immer mehr! Immer flammender! Immer gewaltiger!

Da muß Heilwig die Hände falten und sie auf ihre Brust legen.

Alles in ihr ist Andacht und Anbetung.

Sie steht regungslos.

Ganz von fern hört man Glockenläuten zur Frühmesse. Auch der alte Fischer da unten am Strand hat seine Kappe abgenommen und die Hände gefaltet.

Weißer Möwen tauchen schimmernd in das silberne Wasser, das wie mit Rosen überschüttet ist.

Darüber hat Heilwig den einsamen Reiter nicht gesehen, der zwischen den Dünen entlarvt kommt. Nun ist er vom Pferd gestiegen und läßt sein Tier grasen in dem spärlichen Strandgras.

Langsam kommt er die Düne herauf, auf Heilwig zu.

Und nun steht er vor ihr. Sie sieht das braune, kantige Gesicht und die tiefen, stählernen Augen.

Sie sieht die starken, harten Männerhände, die sich ihr entgegenstrecken, wie in stummem Flehen.

Und sie hört eine Stimme, so weich und so schwer, die leise ihren Namen ruft.

„O Heilwig, nun darfst du endlich kommen! Und ich habe dich überall gesucht. O, laß mich nicht wieder von dir, dieweil ich nicht mehr leben kann so allein ohne dich!“

Da löst sie langsam, langsam die gefalteten Hände von der Brust und legt sie still in die seinen. Und sieht ihm in die Augen und sagt nur leise: „O du!“

So stehen sie nebeneinander Hand in Hand auf der Düne und sehen in das leuchtende Morgenrot. Indes die weißen Möwen zu ihren Füßen in den silbernen Wassern baden und in der schimmernden Rosenglut.

Jrgendwo läutet immer noch eine Glocke.

Da nimmt er sie still an sein Herz. —

— Ende. —

## Allerseelen.

Von Friedrich Karl Kobbe.

In meiner niederrheinischen Heimat brennen heute, wenn der Abend kommt, auf allen Gräbern Lichte für die Seelen der Verstorbenen. Aber dem 1. November, dem Fest Allerheiligen, liegt der milde Glanz der hohen katholischen Feiertage. Es ist der Tag der letzten großen Spaziergänge, die Abschied sind von der in Spätherbstfarben einschummernden Natur, ein Abschied mit dem tröstlichen Unterton der Gewissheit eines Wiedersehens. Lächelnd geht des vorletzten Monats erster Abend ein in die traumlos kühle Nacht. Schwer in Nebeln erwacht ein tröstlicher Morgen. Nun ist der Herbst ohne Leuchten und ganz voll Trauer. In den Straßen gehen die Menschen umflorten Blickes still und schwarz und lautlos fast auf feuchtem Pflaster. Vor den Türen der Blumenläden, der Obst- und Gemüsehandlungen, an den Straßenecken, auf den Märkten und Plätzen, überall werden Kränze feilgeboten von trauernden alten Frauen, von Männern in zerrissenen Stiefeln und schmutzigen Wollschals, von Kindern, deren Augen leer und schon ohne Hoffnung sind. Kränze, Kreuze und Buletts aus Fichte, Kiefer, Taxis, Zypressen, Kränze mit bleichen weißen Ähren und Zwergschryanthemen im düstern Nadelgrün, billige Kränze aus Herbstlaub und Weide, „ewige“ Kränze aus Drahtgeflecht mit Papierrosen, auch, vor den Blumenläden, farbige Kränze mit großen Chrysanthemumköpfen, mit Schwärme und roter Eberesche. Auch solche mit Rosen, mit

blauen Maréchal Niel, die wie Schlüssen frühverweinter Mädchen sind. Kränze, Kränze, Kränze.

Die Straßen, die Höfe, die Häuser sind erfüllt von seltsam schwerem Duft, der mit dem Nebel zieht und Eingang findet in die Zimmer, wo im Kamin die feuchten Buchenscheite prasseln und singen: es ist Winter geworden über Nacht. Die Lampe brennt über dem Wirtagsstisch, das Zwielicht ist reich an Geheimnissen, der Rauch von Nadelholz erzählt schon Weihnachtsgeschichten, aber das Mädchen, das auf leisen Sohlen eintritt, trägt kein schwarzes Kleid unter der Trägerschürze und hat müde Augen.

Dann sitzt du am Klavier, die Scheite knistern und sprühen, Zigarettenrauch blaut in leisen Wölfchen, Dämmerung sinkt, und aus dem untersten Fach des Notenkrantzes, dorthin, wo der Ritsch liegt bei den Seiten der ounten Abende, haßt du mit einem Mal des toten Eduard Lallen „Allerseelen“ gezogen: „Stell“ auf den Tisch die duftenden Kesselchen. Vor den Fenstern dunkelt der Abend. Die Scheite knistern und sprühen, werjen flackerrote Zeichen an die Wände. Wer doch, wer liebt dies armselige Lied?

Da klopf es, und das Mädchen sagt dir mit einem Anflug von Zärtlichkeit in der Stimme, das Fräulein Gertie sei am Fernsprecher, und wenn du zurückkommst in das nun fast im Dunkel ertrinkende Zimmer, pfeift du ein Walzerlied und sündest Licht. Man soll dir solche den Kaffee bringen. Gertie will bei dir sein, aber Gertie hat Geschmack und möchte heute mit dir zum Friedhof von Hohenbuckberg gehen. Hohenbuckberg ist ein Bauerndorf von knapp 500 Einwohnern, hart am Rhein, aber die Eisenbahn geht ohne anzuhalten um seine äußersten Raten herum. Hinter dem Dorf, ins Geldernische hin, liegt der alte Friedhof mit dem Erbbegräbnis der Emigrantenfamilie, die einst durch ihren Fleiß und ihren Erfindungsgeist den Wohlstand der nahen Großstadt begründete. Und nun gehst du, mit tafelblanternem Blick und einer ironischen Verbeugung vor dem am Boden liegenden Notenblatt des toten Lallen. Am Markt wartet Gertie: sie trägt ihre Besenmütze, wie ein altes, schlantes Waldtöchter schaut sie aus. Guten Abend, Kind.

Es kann noch nicht finster werden, da die Nebel weiß in der unbewegten Luft hängen. Über die träumende Stadt geht das Abendläuten. Mit hochgeschlagenem Mantelkragen eilen die Menschen zur Kirche. Doch in den Fabriken, die das Rheinufer entlang eine düster-schmutzige Alltagsstraße bilden, pocht, stampft, ruft die ewige Arbeit. Noch ein paar nüchternere, verrostene Mietshäuser, ein Wasserturm, der mit geballter Faust in den Nebelhimmel droht, und dann zur Linken Feld und rechts der Rhein, der Niederrhein. Langsam lerst sich die Straße, bis sie mit dem Strom in gleicher Höhe läuft. Das andere Ufer ist verhüllt von Grau, grau gleitet und leise rauschend das Wasser, grau versinken die Felder, Grau dockt auf Weg und Ackerwiesen. Nur noch der Glockenton zieht mit in den umflorten Abend.

Wo er verhallt, hängt schon der schnelle schrille Ruf der Dorfkapelle in der Luft. Die ersten Häuser bochen abgedeckt unter Strohdächern mit trüben Fensterräumen am Straßenrand. Schwarzes, trauriges Wolken ein verlassenes, altes Flugbett, über dem die Nebel brauen, zieht sich, weiden umflaumt, längs des Weges bis ins Dorfinnere. Sunde schlagen an, arane Gestalten stehen in Tabakwolken gebückt, unbeweglich unter den Haustüren. In den Ställen stampfen die Pferde, Ketten klirren, Kindergeheiß zerreißt grell die dumpfe Stille. Am Dorftrau vorbei, vor dessen Steintrappe eine rötliche Laterne flackert, verläßt die nun ungenutzte Straße wieder das Dorf. Buppeln begleiten ihren Weg. Der Wind raunt in den wellen Wipfeln. Es ist finster geworden. So dicht hängt der Nebel, daß die weiße manns- hohe Mauer des Friedhofs plötzlich auftaucht. Und dann siehst du im Tor.

Ein Märchen. Hunderte von Lichten füllen den weiten Garten mit flutendem Leuchten. Lichte von Kreuzen und Steinrissen, Lichte im Kreis um Kränze gestellt, Lichte als Rahmen um ein Grab gezogen, arane, harte Wachslichte vor anpruchsvollen Reliefs, einzelne schon verlöschende Lichte auf Gräbern ohne Schmud und Stein, Lichte längs der mit Buchs gefakten Wege, Lichte, Lichte, überall. Zudende, flackernde Lichte, die durch den Nebeldämmer betteln wie Silkeföhre. Stille, rubig flammende Lichte, die himmelan sich reden wie Gebete. Windverlöschte Lichte, in Rauch und Qualm sterbende. Kleine sterbliche Wachslichtchen um ein Kindergrab. Rötliche, gelbe, weiße, blaue Lichte. Und über dem ganzen Friedhof, den die groß widerscheinende Mauer umflant, als wolle sie den Glanz abschließen von dem fremden Abend einer Welt der Lebenden, ein beizender, schwülstrenger, atemraubender Rauch von Nadelholz, Zypressen, Wachs und Herbstnebel.

Die Gestalter der Menschen, die zwischen den Gräbern gehen, sind ernst, aber ohne Trauer. Es ist ein Trost im Schein der Lichte, die da brennen zum Gedenken derer, die vorher waren, zur Weihenacht aller armen Seelen. Ganz am Ende des Friedhofs ragt an der Mauer die Gruft der Emigrantenfamilie mit weißen Quadern. Vier gewichtige Marmorstücken vor inschriftloser Wand, die eine zerbrochene Urne trägt. Moos, Steine und Grasbüschel zwischen den Gräbern. Kein Kranz, kein Fichtenzweig. Nur in der Mitte zwischen den Rissen ein Licht, ein einziges, armes, dem Erlöschenden nades Licht. Irrendwer, der von dem klingenden Namen der fremden Toten nichts und nichts von ihren Laten weiß, hat das Licht von einem lieben Grab genommen für vier arme Seelen, deren keiner mehr denkt, deren reiches Haus am Rhein längst Heim geworden für Mädchen, die den Weg verloren.

Dann ist die Nacht da, schwarz und kernlos und in

essigem Wind. Du liekst im Gästezimmer des Dorfkruges, in dem niederen, eichengetäfelten Raum, dessen Wände ganz mit Bildnissen von Regels-, Feuerwehr- und Schützenfesten bedeckt sind. Der Wirt bringt den dampfenden Grog mit stummem Gruß. Von Zeit zu Zeit klappen Schritte unter den verhängenen Fenstern. Die Lampe blakt, hart und lelstam schnell geht der Pendel der Wanduhr, und obwohl der Eisenofen rot und rauchend glüht, fröstelt dich. Wenn du die Augen schließt, sind überall Lichte, irre, zudende, bettelnde Lichte. Der Wind weint ums Haus — Ichie — Ichie da wer, durch die Nacht? — Wohl der Nebelruf eines Schiffes auf dem Rhein. . . . Und da nun Gertie ihre kleine warme Hand sacht neben die deine legt, erlöschen alle Fladerlichte, und es bleibt ein blaues Leuchten, das dich nicht allein läßt in der Dunkelheit. Der Strom, der gewaltige, singt eurem Heimweg sein ewiges hartes Lied. Vorüber ging der Tag Allerleuten.

## Totenfeste der Naturvölker.

Von Biraer Mörner.

Der schwedische Graf Biraer Mörner hat in einem inhaltsreichen Buch, dem er nach dem Glückslande der Eingeborenen der Koralleninsel Wuwulu den Titel „Inara“ gab, die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits darzustellen. Wir geben aus dem von Paul Hambruch überlieferten und bei Eugen Niederichs in Jena herausgegebenen Werke zum Allerleutentage einige Abschnitte aus dem Allerleuten behandelnden Kapitel wieder. Die Schrift ist.

Wir Kulturmenschen leben in einer mehr oder minder festen Verbindung mit unseren Ahnen und Vorfahren. In der Schule unterrichtete man uns in der Geschichte unseres Volkes, zu Hause in der unserer engeren Familie. Den Naturvölkern geht mit wenigen Ausnahmen der Besitz einer Geschichte in unserem Sinne ab. Für gewöhnlich erstreckt sich ihr Wissen von älteren Zeiten nur über wenig zurückliegende Generationen. Vater und Großvater sind ihre Vorfahren. Darüber hinaus beginnen die einzelnen Personen schon mit Sagen verquidt zu werden.

Und doch leben die Naturvölker mit ihren Vorfahren in einer Verbindung, deren Weise in einem protestantischen Lande wie Schweden fremder anmutet als z. B. im katholischen Frankreich. Die feiern nämlich oft den Tag „Allerleuten“.

Die Eskimos am St. Michel und unterm Doton-Kluis in Alaska feiern alljährlich zu Beginn Dezember ein derartiges Fest. Im Versammlungssaale des Stammes legt man Essen und Kleider für die Toten nieder und erblickt den Raum mit einer Lampe. Wer einen toten Verwandten ehren will, legt auf dessen früheren Platz auf einem Gerüste eine Lampe mit Seebundtran hin. Man hält sie die ganze Nacht über in Brand, denn sie soll den Schwann leuchten, wenn sie vom Totenreich zurückkehren und wieder dort hingehen. Am Vorabend des Festes geht der nächste Angehörige nach dem Grabe. Er leitet die Feiern damit ein, daß er z. B. auf das Grab eines männlichen Verwandten die Nachbildung eines Seebundreeres, auf dem Grabe einer weiblichen Verwandten eine kleine Holzschale niederlegt. Kinderlose Eskimos pflegen daher zu dem Behufe Kinder zu adoptieren, um nach ihrem Tode nicht von einem solchen Feste ausgeschlossen zu werden. Es gilt dem Toten als ein furchtbares Schicksal, von den Lebenden etwa nicht geladen zu werden. Das Fest wird mit Gesang eingeleitet, der den Toten gilt, darauf folgt die Verteilung von Essen und Getränken. Gesang und Tanz beschließen das Fest. Man tanzt auch am Grabe: Ist jemand ertrunken, tanzt man auf dem Eise.

In Kambodja feiert man das Fest der Toten am letzten Tage des Monats Watrabot (Sept.-Okt.). In jedem Hause werden Kuchen und Süßigkeiten gebacken, Kerzen angezündet, die Weihrauchkerzen duften und die Toten werden mit dem dreimal wiederholten Grusse eingeladen: „Kommt alle, esst und leget uns!“ Vierzehn Tage hernach feiert man des Abends kleine Rindenboote mit Eis, Kuchen, kleinen Münzen, brennenden Weihrauchkerzen und angezündeten Lichtern auf den Fluß, auf diesen lehren die Seelen nach ihrem Lande heim. Die Lebenden rufen ihnen zum Abschied zu: „Geht, aber kommt wieder zurück! Ist der Tag da, dann werden sich Söhne und Enkel Eurer erinnern. Dann kehrt Ihr wieder! Kommt wieder! Kommt wieder!“ Der Strom füllt sich mit leuchtenden altberndenden Punkten. Er führt sie hinweg, und sie erlöschen einer nach dem andern.

Die Buddhisten feiern in Japan das Totenfest vom 13. bis 16. August. Bon-Matsuri wird es benannt. Dazu werden große Vorbereitungen getroffen. Auf den Friedhöfen werden die Grabsteine gewaschen und mit Blumen geschmückt; darauf sündet man an den Grabhügeln Weihrauchkerzen an. Vor die Säuler und um die Altäre hängen man prächtige schimmernde Laternen auf; oftmals haben sie die Form von Lotusblüten und sind mit festlichen Papierbändern verziert. Auf dem reich und phantastisch ausgeschmückten Altar legt man Kuchen, Früchte und Miniaturnachbildungen von Dänen und Herden reihenweise, in Lotusblätter eingeschlagen, nieder. Alles Opfer für die Seelen der Verstorbenen. Auf dem Lande wandern ganze Familien mit brennenden Kerzen nach den Gräbern der Toten, nachdem sie zuvor festliche Scheiterhaufen entzündeten, um die Geister willkommen zu heißen. Vor die Haustüren läßt man Saaten mit Wasser, damit die Geister

bei ihrem Eintritt sich die Füße waschen können. Am 14. August verrichten die Priester vor den Altären Gebete und den Tag darauf werden aufs neue Scheiterhaufen zum Abschied angezündet.

Die primitiven Ainos begraben in Japan und Sachalin ihre Toten nachts im Walde; Gewänder, Fischereigeräte und Glasperlen des Verstorbenen werden ihm aufs Grab gelegt. Ein Jahr nach dem Begräbnis versammeln sich die Verwandten, sie vermeiden es aber, von dem Verstorbenen zu sprechen, denn sie fürchten, daß anders die Seele wieder zurückkommen und die Lebenden beunruhigen wird. Diese stille Guldigung der einfachen Naturvölker ist bemerkenswert, denn sie offenbart deutlich den Streit der Empfindungen zwischen einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit und einer abheimisvollen Furcht.

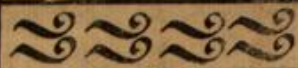
Alle 12 Jahre einmal feierten die Irokesen zu Ehren derjenigen ein Fest, welche in den vorausgegangenen Jahren verschieden waren. Die Reste der Verbrannten wurden zusammengelocht und die übriggebliebenen Knochen derer, welche auf Gerüsten beigelegt worden waren, herabgenommen. Alle Überbleibsel wurden in ein großes Grab zusammengetragen, das mit kostbaren Elfenbein eingefaßt war; hernach warf man mancherlei Gaben in das Grab und schüttete dasselbe zu.

Auch die Eingeborenen der Südpole kennen einen Tag Allerleuten. Turner berichtet von einem Feste auf den Neuseeländern. Dort hatte sich der Stamm vor dem Eingange einer Höhle verlammt und davor alles aufgesteckt, was für eine Festmahlzeit notwendig war. Bei Sonnenuntergang traten einige an den Höhleneingang und riefen: „Ihr Geister dort drinnen, singet ein Lied, damit wir, die wir draußen stehen, euer schönen Stimmen vernehmen können. Aus dem Höhleninnern stieg darauf ein geheimnisvoller Gesang empor, der die Hörer entzückte, so daß sie die „schönen Stimmen“ riefen. Gesänge und Tänze beschloßen das Fest. Daß der Geistergesang wohl ein frommer Betrug gewesen ist, daß vorher irdische Sängler in die Höhle eingeschmuggelt waren, tut der guten Absicht keinen Abbruch.

In Europa feierte man ähnliche wie oben beschriebene Feste von alters her und feiert sie noch heute. Schon die alten Römer pflegten jedes Jahr am 17. Februar ein solches Totenfest, das sie Feralia nannten, zu begehen. Es wurde zum Andenken an die Verstorbenen gefeiert; auf die Gräber legte man Opfergaben nieder: Blumen, Früchte und gekochene Speisen. An diesem Tage blieben die Tempeltüren verschlossen, und von den Altären stieg kein Rauch empor. Bei dem griechischen Kemeia- oder Kethia-Feste, das in jedem Winter in Athen am 5. Boedromion gefeiert wurde, glaubte man, daß die Unterwelt geöffnet wäre, so daß die Geister zum Besuche nach oben kommen konnten. Sie wurden deshalb auch in den verschiedensten Weisen von ihren Verwandten empfangen, bis ihnen am Schluß des Festes bedeutet wurde, daß es nun Zeit wäre, wieder heimaufzukehren.

Lange ist man der Ansicht gewesen, daß das germanische Weihnachtsfest sich von dem früher beangenehten Sonnenfeste herleite. Gegen diese Auffassung hat sich der dänische Gelehrte Feilberg gewandt. Feilberg ist der Ansicht, der sich auch mehr und mehr die modernen Religionshistoriker anschließen, daß Weihnachten eigentlich ein Totenfest wäre, und daß dabei der Kult, wenigstens im Beginn, sich den Geistern der Verstorbenen zugewandt hätte, die um diese Zeit die Gräber verließen, um sich zu ihren Nachkommen zu begeben. Es wären wohlwollende, aber auch gefährliche Geister gewesen. Ihre Heimat war das dunkle Reich unter der Erde, aus der alles Leben und alles Wachstum stammt; dabei wird deutlich, daß das „gute Jahr“ ein ihnen nicht fremdes Ereignis gewesen wäre. Die Ernte galt als Gabe der Geister, die von ihnen aus dem dunklen Reiche, aus der dunklen Heimat, in der sie lebten, ins helle Licht emporgestandt wurde. Man mußte sich deshalb mit den Geistern gut stellen. Man versuchte dies, indem man sie, so gut man konnte, festlich bewirtete, und eben diese Weihnachten waren das Fest, an dem die Lebenden die Toten grüßten. Der Zusammenhang mit der Dissa-Versammlung (und Weihnachten) ist interessant. Er gibt uns eine bestimmte Aufklärung über den urindischen Charakter des ganzen Festes. Dissa (der Dsural zu disa) bedeutet „Geister der Toten“ und das Dissa-Opfer das Opfer für die Toten. Die letzten Spuren dieses Dissa-Opfers dürfte man heute noch in jedem Rast Brei sehen, den der Bauer in der Weihnachtsnacht für den Haustobold hinaussetzt. Diese Haustobolde sind aller Wahrheitsliebe nach alte Dissa-Familiengeister, die am besten den Benaten der Römer entsprechen: für diese Totengeister ist es zum Unterchied gegen die Naturgeister, wie z. B. die Wassermänner usw. üblich, daß man ihnen gerade Opfer brachte, die aus Speisen und Getränken bestanden.

Auch in der römisch-katholischen Kirche ist bekanntlich der „Allerleutentag“ zu einer festen Einrichtung geworden. Der Abt Ddilo aus dem Kloster Cluny führte ihn zuerst ein. Papst Sixtus II. machte ihn danach im Jahre 998 zum obliatorischen Feiertag und bestimmte dafür den 2. November, d. h. den Tag nach „Allerheiligen“. Man erhält einen unvergesslichen Anblick und Eindruck, wenn man an einem solchen Tage einen katholischen Friedhof besucht. Viele, viele schwarzgekleidete Mönche knien dort bei flackernden Wachskerzen an den Gräbern ihrer Lieben und beten für ihre Seelen, während sie an den Grabsteinen die letzten Verbitrolen, Verleukträne oder Immortellen opfern.

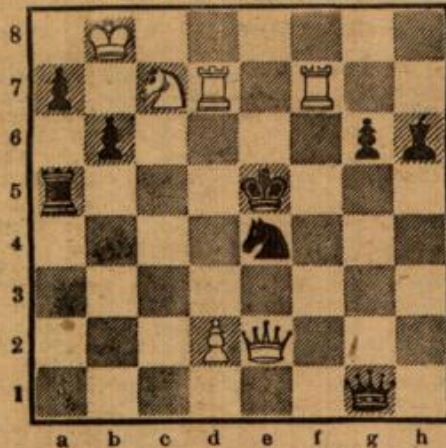


## Schach



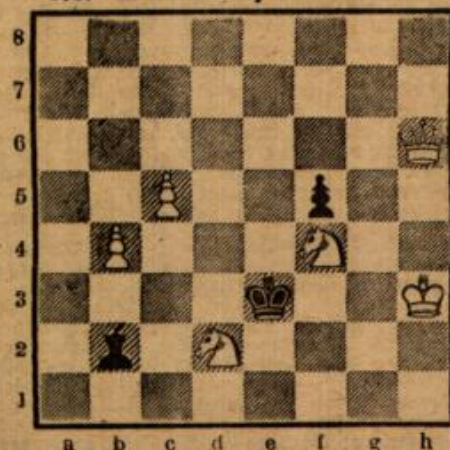
Bearbeitet von R. Wedesweiller.

### 572. K. Kaiser-Stuttgart.



Weiß: Kb8, De2, Td7, f7, Sc7, Bd2;  
Schwarz: Kc5, Dg1, Ta5, Lh6, Se4, Ba7, b6, g6.  
Matt in 2 Zügen.

### 573. R. Borkowsky-Gelsenkirchen.



Weiß: Kh3, Dh6, Sd2, f4, Bb4, c5; Schwarz: Kc3, Lb2, Bf5.  
Matt in 3 Zügen.

### 574. J. Schwerts-Metau.

Ka3, Tg3, Sg2, Bb2, b1, f2; Kc4, Dh5, Bb7.  
Weiß am Zuge gewinnt.

572. Die Verwendung des Springerrads bei der schwarzen Verteidigung gegen den kecken weißen Drohzug, wobei sich zwei Verstellungen ergeben, ist die Idee des gut gelungenen Stückes. — 573. Leicht und gefällig in Aufbau und Lösung. — 574. Turm und Springer erweisen sich hier stärker als die Dame. — Nr. 572 u. 573 aus dem zweiten Heft der „Schwa be“, Monatsschrift für Problemschach, Essen-Ruhr.

### Partie Nr. 276. — Damenbauer.

Gespielt mit lebenden Figuren am 19. Oktober d. J. im Sportpalast zu Berlin.

Weiß: Rubinstein; Schwarz: Dr. Lasker.

1. d4, d5; 2. Sf3, f6; 3. e4, e6; 4. Sc3, Le7; 5. Lg5, Sd7; 6. e3, 0-0; 7. Tacl, c6; 8. Ld3, dxc4; 9. Lxc4, Sfd5; 10. Lxe7, Dxe7; 11. 0-0, Sxc3; 12. Txc3, e5! 13. Sxe5, dxe5; 14. dxe5, Dxe5; 15. f4, De7; 16. f5, Ld; 17. e4, Tad3; 18. Dh5! Dxc4; 19. Tc3! Df4; 20. Tf2, Lxf5; 21. Dxf5, Dxc4; 22. Txc7+, Kxg7; 23. Df6+, Kg8 24. Dg5+, Kh8; durch ewiges Schach unentschieden.

## Musik und Schach.

Maestro Mascagni verbündet mit Exschachweltmeister Lasker und Großmeister Rubinstein. Im Berliner Sportpalast, wo sonst im Ring die Faustschläge der Boxer erschauern, ein stiller Schachkampf. Allerdings mit lebenden Figuren in weiß und schwarzen Seidenhosen und Wamsen. Asiatische Deputen hatten es da früher bequemer; man nahm damals bei solchen Veranstaltungen weiße und schwarze Skaven und hieb der Deutlichkeit halber denen, die im Spiel geschlagen wurden die Köpfe ab. In Berlin ging es nicht so rupp zu. Ein Herold führte die Schachpüppchen salutt auf die Schachabüne und mit erstem Winke wieder umversehrt ab; wie's traf. Die beiden Meister dirgierten die sicher vorher abgesprochene wenig interessante Remispartie. Das Publikum nahm die Darbietung dankbar an und amüsierte sich da, wo es ihm zu langweilig wurde, auf eigene Art durh scherzhaft Zwischen- und Zuruf, ohne aber den souldigen Respekt vor den beiden Schachgewaltigen zu verletzen. Mascagni eröffnete diese seine Abschiedsvorstellung wehevoll mit der Tellouvertüre und schloß mit eigenen Kompositionen. Und Mascagni siegte, überlegen über Lasker-Rubinstein.

Lösungen in nächster Nummer.



## Rätsel



### Bilder-Rätsel.



### Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ban, cö, cre, cron, da, e, en, on, es, feld, fisch, ge, gel, ha, hardt, ho, i, ki, lan, lo, li, li, li, mann, mo, ner, nick, niels, ost, pa, preu, rad, rag, re, ri, se, se, son, Ben, thua, van, vy, zen, zont, zeri — bilden man 17 Wörter, deren Anfangs- und vierte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein bekanntes Zitat ergeben; die Wörter bedeuten: 1. Lyrik r, 2. Oper v. Kienzl, 3. bibl. Person, 4. Ort b. Berlin, 5. Gesichtskreis, 6. Fisch, 7. bayerischen Koseamen, 8. Zigarettenfabrik, 9. Mantel, 10. Fa-ne, 11. Blume, 12. Provinz, 13. deutsche Stadt, 14. Opernkomponisten, 15. Volksstamm, 16. norwegischen Forscher, 17. Schiffsteil.

### Silben-Streichrätsel.

In den nachstehenden Wörtern ist je ein Silbe zu streichen, welche im Zusammenhang dann ein Sprichwort ergeben: Esel, Pfühl, Arena, Vieh, Leder, Weizen, Degen, Nachen, Aroma.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsel werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

### Auflösungen der Rätsel in Nr. 248:

Bilder-Rätsel: Allzu straff gespannt zerbricht den Bogen. — Silben-Rätsel: 1. Lohengrin, 2. Eule, 3. Rostpilz, 4. Nordlicht, 5. Egge, 6. Drama, 7. Englisch, 8. Iltis, 9. Nitrat, 10. Erna, 11. Hohlraum, 12. Eli, Lerne deine Heimat schätzen! — Scharade: Vielleicht.

Richtige Lösungen sandten ein: Hannelore Boshko, Sigrid Chasnowsky, Pa. Dörner, Liesel Fußbender u. Heinz Reichel, Else u. Wilh. Fuhs, Hans-Egon Hackbarth, Sophie Kariabach, Albert Müller, Ernst Thomann, sämtlich von Wiesbaden; Hilde Häupler, Elisabeth Kremer u. Hedwig Traudt, Karl Pötz, sämtlich von Bozenberg; Rita u. Erwin Jäger von Bierstadt; Otto Präckel von Hahn l. T.; K. Jürgenmeyer von Heimbach.